

Die Stadt am See [Fortsetzung]

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Fritz Widmann, Mischkon.

Landstraße bei Ritzberg.

Singende Seele

Ich weiß nicht, wie mir so geschieht,
In mir da bebt ein Klingen,
Als breitete ein Kleines Lied
Zum ersten Flug die Schwingen.

Ist's um ein Glück, das ferne blüht,
Weiß Gott, wie hold geartet?
Ist's drum, daß, wenn der Tag verglüht,
Ein Leid dahinter wartet?

Ist's, weil der Winter bald sich tauscht
An Lenz und blauen Flieder?
Kommt mir von Jugend, die verrauscht,
Ein feines Echo wieder?

Ich weiß nicht wie, ich weiß nicht wo,
Kann's aus der Welt nicht räumen:
Die Seele singt mir manchmal so,
Wie Vöglein, wenn sie träumen.

Ernst Zahn, Söfchenen.

Die Stadt am See.

Erzählung von Maja Matthen, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

VI.

Vor dem Portal des Hotel Alpenblick hielt Grundbäckers Automobil. Es war ganz weiß, auswendig und inwendig, und mit Goldleisten an den Seiten verziert. Es ruhte auf vier massigen plumphen Rädern, deren Speichen wenig Zwischenraum hatten und von einem prallen Ring gehalten wurden. Born waren zwei Rohre den Rädern übergeschoben, in deren Gläsern der Tag glühte. Dieser Wagen war eigentlich mehr als ein Wagen; selbsttätig bewegte er sich vorwärts, ohne Borgespinn. Von allen Tieren hatte er etwas, von den Kindern die Stärke und von den Kröten die Plumpheit, von den Wassertieren die stumpfe Beharrlichkeit, mit der sie auf ihren Raub zielen. Der Kraftwagen Grundbäckers sah aus wie ein Gebilde aus einer brutaleeren Schöpfungsperiode, darin die Formen roh, für Kampf und Gewalt geschaffen waren. Dazu war es, als sollte das weiße Äußere verhüllen, was an wilden Instinkten, an brutalen Möglichkeiten in ihm verborgen war.

Frau Burger kam die Treppe des Hotels herab, von Grundbäcker geführt. Sie stützte sich zierlich auf seinen Arm und tänzelte in kleinen Sprüngen die Stufen herab.

„Wir müssen uns beeilen, um pünktlich am Startplatz anzukommen,“ sagte Grundbäcker und zog seine Uhr heraus. „Es ist schon acht!“ rief er. „Wir haben nur noch fünf Minuten!“ Er hob Frau Burger in das Automobil und setzte sich breit an ihre Seite, blies seine Backen auf und befahl dem Lenker, die Maschine in Bewegung zu setzen. „Das ist mein Geschmack!“ rief er. „Das Automobil ist der beste Repräsentant unserer Zeit! Ein Gedanke, der Tat ist!“

Frau Burger spürte, wie unter dem weißen Lederzeug ein Kollern, Rollen und Stöhnen begann, als wären feindliche Gewalten aneinander geraten. Durch den Wagen rann ein Zucken. Er bewegte sich vorwärts und stieß einen Angstschrei aus wie eine ins Leben gezwängte Kreatur. Sie

kamen auf dem Startplatz an, grade, als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde. Drei Automobile stoben vor ihnen her.

„Wir haben Zeit,“ sagte Grundbacher. „Wir holen sie ein...“

„Wir wollen siegen!“ jubelte Frau Burger und klatschte aufgeregt in die Hände. Die feindlichen Mächte im Innern des Wagens hatten sich dem Willen des Chauffeurs gefügt. Der saß vorn bei der Lenkstange und hielt die Zähne eines Rades zwischen den Fingern. Der Wagen glitt dahin, sanft, als trügen Luftwellen mit Windeschwelle die Frau und den Mann ihrem Ziele zu, das weit vor ihnen lag, draußen in einer fernen, nebelumspunnenen Richtung.

„Schneller,“ befahl Grundbacher, „sonst bekommen die andern einen dauernden Vorsprung!“

Eine breite Straße lag vor ihnen, deren Ende sich verlor in der Helle des steigenden Tages. Sie jagten an Häusern und Menschen vorbei, die wie Schatten auf sie wirkten von der Dauer einer Sekunde. Frau Burgers Wangen röteten sich, und ihre Lippen glühten.

„Das ist Leben,“ sagte sie. Sie lehnte sich an die Schulter Grundbachers, der seinen Arm um ihre Gestalt geschlungen hatte.

„Annie,“ sprach er. Aber die rasende Geschwindigkeit, mit der sie vorwärts eilten, nahm ihm den Namen von den Lippen fort, sodaß er wie ein unausgesprochener Laut im Winde verklang. Dafür gellte das Warnungssignal scharf und anhaltend. Sie kamen in eine Gegend, darin die Höhenzüge dunkelbewaldete liebliche Dörfer und saftgrüne Weiden überragten. In der Luft war der Atem der Tannen. Die Gegend glitt an ihnen vorbei, wie die Häuser und die Menschen an ihnen vorbeigezogen waren. Kaum daß sie den Atem der Tannen verspürten. In ihnen war nichts als die jagende Hast, als das rasende Vorwärtswollen, das ihre Nerven anregte, ihr Gehirn reizte und in einen Rausch hineinwirbelte, der ihnen köstlich erschien.

Mit gierig geöffneten Lippen sog Frau Burger die Sensation ein, die aus der Eile kam. Grundbacher sagte ihr heiße Worte, die nicht zu ihren Ohren drangen; denn die Eile trank sie auf, gieriger als sie. Er sprach von Sehnsucht und Leidenschaft; aber die Hast war schneller und trug ihm die Worte vom Munde fort. Unter ihnen arbeiteten die Räder, von dem Kraftmotor angetrieben. Unter ihnen zischte der Dampf, und wie die Spur von einem wilden heißen Tier zog der Geruch von Gasen hinter ihnen drein.

„Die letzte Geschwindigkeit!“ schrie Grundbacher dem Chauffeur zu. „Wir überholen die Wagen kurz vor dem Ziel. Die letzte Geschwindigkeit...“

Der Chauffeur gehorchte. Wie ein Föhnsturm durchschnitten sie die Luft. Betäubt von der rasenden Schwelle lag Frau Burger an Grundbachers Brust. Plötzlich gab es einen gewaltigen Ruck, und in kurzem schrillen Schrei warnte das Signal. Der Kraftwagen schleuderte seine Insassen ab wie überflüssigen Ballast. Ein Stück Fels saß ihm im Leibe,

ein Stück Stein, der scharf und kantig am Straßenrain aufwuchs. Schnaubend und zuckend wie unter körperlicher Qual versuchte die Maschine von dem fremden Gesellen loszukommen und stieß sich den Stein nur immer fester in ihre Eingeweide, bis Benzin und Hitze aneinander gerieten und der Wagen krachend auseinander barst. In trübem Bächlein zeichnete die Feuchtigkeit sich ein in die Straße, und der durch die Hitze entwickelte Dampf hatte sich der Luft zugesellt, den freien Winden, die in ihren Flügeln den Atem des Wassers tragen. Da lag das weiße Automobil im Straßenstaub. In der Brust saß ihm der Fels, der scharfkantige. Mit aufgerissenen Leibe lag es da, zersprengt von den Kräften, die, ihre Hülle zerstörend, sich befreit hatten. In Stücken hing das weiße Lederzeug der Sitze und Lehnen auf die Straße herab; die Eingeweide der Maschine lagen bloß. Das glänzende Zahnrad hatte seine Kette zerrissen, und der Zylinder war wie ein Darm, dessen Inhalt in Gärung geraten und zersprungen war...

Um die Straßenecke bog ein Ochsenfuhrwerk. Peitschenknallend erhielt das Bäuerlein sein Gespann in einer gemächlichen gleichmäßigen Gangart, in der die Tiere die Gabe des Feldes heimzogen. Das Bäuerlein schritt nebenher, knallte ab und zu mit der Peitsche und summete zur Abwechslung eine Melodie, die ihm aus seiner Soldatenzeit in den Ohren nachklingen mochte oder eine Erinnerung war an die Abende, in denen er wartend das Gärtlein seiner Liebsten umschlich. Als er die Augen aus dem träumenden Nachsinnen aufschlug, in das er verfiel, sobald seine Ochsen im gemächlichen Trott gingen, sah er einen unförmlichen Klumpen am Straßenrain, daraus etwas Weißes in die Sonne bligte. Er bewegte seine Peitsche nach rückwärts, brummte ein Wort, das die Ochsen zum Anhalten bewegte, und schritt auf den Klumpen los. Ein Geruch von Benzin stieg vom Boden auf und schaffte, daß sich das Bäuerlein, dessen Nase an ländliche Gerüche gewohnt war, mit Daumen und Zeigefinger die Nasenlöcher zudrückte, einen Augenblick so die Luft in der Nase verhielt und dann kräftig ausatmete. Er besah sich darauf den Schaden, betastete die Maschine, daran alles zerbrochen und zerrissen war, und suchte nach den Insassen. „Denn,“ sprach er und blinzelte vorsichtig in alle Richtungen, „der Teufel wird dich nicht gefahren haben...“

Ein Stöhnen drang an sein Ohr. Er ging den Lauten nach und fand Grundbacher, der den Rain hinabgeköllert war und im Holzgestrüpp der Büsche und Sträucher lag.

„Wo sind wir?“ stöhnte Grundbacher und versuchte sich aufzurichten. Aber da war es ihm, als knackten seine Knochen mit einem seltsamen Geräusch, und es kam ihm vor, als wären sie ihm nicht mehr zugehörig. Das Bäuerlein tat einen Schritt tiefer in das Gestrüpp und erkannte am Gewande, daß es eine Frau war, der dort das Blut über das Gesicht lief. Sie jammerte nicht; doch da das Blut floß, war noch Leben in ihr. Er kratzte sich hinter den Ohren und zog die Mundwinkel hoch. Was sollte er

da machen? Es war gleich weit bis Welschikon wie nach Heimlingen. Eine Stunde brauchte ein rüstiger Schreiter. Sein Gespann brauchte eine längere Zeit. Das Weiblein dauerte ihn, dem das Leben aus dem Gesicht floß, das den Mund nicht auftat und nicht schrie und jammerte.

Entschlossen griff er sie an und hob sie hoch, um sie auf sein Gespann zu laden. Da sah er, daß ihr ein Auge auslief und ihr Gesichtlein zerschunden und zerkratzt war, als hätte der Höllenherr ihr das Sammetfellchen mit seinen Krallen gestreichelt. Er schob die Feldfrucht zurecht, sodaß ein Lager entstand auf seinem Karren. Das war zwar ein unebener Sitz, doch immerhin gefälliger als die Dornen, daraus er sie gehoben hatte. Darauf versuchte er den Mann zu lupfen. Der war schwer und ächzte bei jedem Griff, mit dem das Bäuerlein ihn zu heben versuchte.

„Es geht nicht, Herr,“ sagte er und wischte sich den Schweiß mit dem Rockärmel von der Stirn.

„Wo sind wir?“ fragte Grundbäcker noch einmal mit einer Stimme, die schwächer klang als bei der ersten Frage.

„Zwischen Welschikon und Heimlingen. Ich fahre Eure Frau nach Heimlingen und bringe für Euch Hilfe von dort,“ antwortete das Bäuerlein und holte von dem Polster und den Lederseßen einen Armvoll und schob davon Grundbäcker unter den Kopf.

„Dauert es lange?“ fragte Grundbäcker.

„Ein Stündchen oder zwei müßt Ihr Geduld haben, Herr! Das kommt auf meine Ochsen an...“

Grundbäcker verstand die Zeitangabe nicht mehr. Das Bewußtsein begann ihm zu schwinden. So nickte er nur mechanisch dem Bäuerlein zu, das zu seinem Gefährt zurückschritt, die Ochsen antrieb und die Peitsche schwang. Das Rütteln des Karrens brachte Frau Burger zur Besinnung. Sie schrie jammern auf; die Ochsen stellten ihre Ohren auf und stießen unruhig ihre Leiber gegeneinander. Auf der Straße lag etwas wie eine menschliche Gestalt. Das Bäuerlein beugte sich darüber. Dieses Häuflein Mensch war leicht. Den konnte er auf seinen Karren lupfen. Langsam rasselte das Fuhrwerk vorwärts; ab und zu wurden die Tiere von der tausenden Peitsche zu einer schnellern Gangart angetrieben. Dem Bäuerlein war seine Melodie von vorher entfallen. Wie eingefroren war sie in seinem Gehirn, das von dem Schrecken zehrte, den es erlebt hatte. Zwei Jammergestalten hatte er auf seine Feldfrucht betten müssen, und eine andere wartete auf Hilfe. Er schüttelte den Kopf. Als er ausfuhr, heute früh am Tag, da war alles in Ordnung gewesen; keine Hölzlein hatten ihm quer auf dem Wege gelegen, und im Felde war ihm kein Hase über seine Räderspur gesprungen. Keines der Zeichen hatte ihn am Morgen gewarnt oder auf etwas Ungrades vorbereitet. Er sann scharf nach. Nichts fiel ihm ein, als daß der Tag schön und leuchtend war und die Sonne groß und golden wie eine Blendscheibe am Himmel stand.

Manchmal wandte er den Kopf zurück nach dem Elend, das auf seinem Wagen stöhnte. Jedesmal

nachher trieb er sein Gespann zu größerer Eile an und zwickte die Ochsen mit der Geißelschnur an den Ohren. Endlich kam er in Heimlingen an, lud sein Elend bei dem Arzte ab und meldete, daß noch ein Mann draußen im Buschwerk liege, ein Schwere, den er nicht habe herauschaffen können.

„Das wollen wir besorgen!“ sagte der Amtmann, der von dem Arzt gerufen wurde.

Das Bäuerlein fuhr ein in seinen Hof und spannte die Ochsen aus und tränkte sie und füllte ihnen Heu in den Futtersack. „Heute ist es mir nicht mehr ums Werken,“ dachte er und ging auf den Platz zurück, wo der Arzt wohnte und das Haus des Amtmannes neben der Wirtschaft stand. Er bestellte ein Glas Bier bei der Kellnerin und schaute zum Fenster hinaus. Die Heimlinger schoben ihre Teller mit Suppe zurück und legten die Löffel hin, ehe der Teller geleert war. Das Gezänk der Frauen half nichts. Ihre Kochkunst heimste heute keine Ehre bei den Männern ein. Sobald ein Mann seinen Sinn auf etwas gestellt hat, wird er störrig vom Weibergeschwäh. Die Heimlingerinnen trugen ihren gefüllten Suppenhafen ab und ließen die Männer ziehen mit der Weisung, das Heimkommen nicht zu verschieben, bis der Güggel den Tag ankräht. Das Bäuerlein bekam Gesellschaft, und die Wirtschaft füllte sich mit Neugierigen an. Nun konnte er sein Gehirn erleichtern, darin das Erlebte wie eine Wetterwolke gehangen hatte. Jetzt troff sie nieder, in großen, schweren Tropfen, wie dem Bäuerlein die Worte sich fügten, ungeschlacht im Ausdruck und anschaulich in der Erzählung.

„Da kommt so ein Teufelswagen!“ rief er erregt und zeigte auf ein Automobil, das vor dem Hause des Arztes anhielt. Die Heimlinger steckten die Köpfe zusammen, damit jeder einen Blick durch die Fenster Scheibe tun konnte.

„Sie bringen den Dritten,“ sagte das Bäuerlein, das an der Farbe des Anzuges Grundbäcker wiedererkannte. Von der andern Seite des Ortes kam ein neues Automobil gefaust. Es war staubbedeckt.

„Das kommt von weit her,“ errieten die Heimlinger. Langsam wuchs der Abend aus dem Nachmittag und mit ihm jene stille sanfte Zeit, darin der Tag und seine Geräusche müde in der Dämmerung einschlafen. Die Ferne hüllte sich in eine von Nebeln umwogte Bläue und sah aus wie ein Sehnsuchtsland, das niemals klar und scharf umgrenzt vor dem Auge steht, das immer wie ein Traumbild, von unbestimmtem Licht umflossen, vor uns herwandert, sodaß ein ungeduldiger Geist wohl spricht: „Noch diese Wegstrecke, dann bin ich am Ziel, dann bin ich im Land meiner Sehnsucht!“ Ist die Wegstrecke zurückgelegt, so liegt das Sehnsuchtsland wieder so weit wie zuvor in der Ferne, lockt und täuscht und täuscht und lockt, und man wandert ein Leben lang danach und nimmt von dem Sehnsuchtslande das letzte Bildlein hinein in den Todesschlaf... Die blauen Hügel der Ferne lagen in Duff und Nebel gehüllt und trugen die Himmelswölbung auf ihrem Nacken...

Therese entstieg dem Automobil, gefolgt von ihrem Vater. Sie sah über den Dorfplatz, um den sich die Häuser der angesehenen Leute von Heimplingen gruppierten. Es fiel ihr auf, daß keines dem andern glich und sich beim Bau eines jeden einzelnen der persönliche Geschmack und die Laune seiner Zeit zu einem köstlichen Stil vereinigt hatten. Sie versuchte das Bild dieses Dorfplatzes von Heimplingen festzuhalten. Aber da kam die Dämmerung aus der blauen Ferne gezogen, legte sich über die Wappenschilder an den Haustüren, über die Erker, die, mit Schnitzwerk und Stuck verziert, wie eine Kanzel an die Häuserecken angeklebt schienen, und lagerte sich dunkel in die breite Einfahrt, die zu den Ställen und den Heuvorräten führt. Sie unterschied nur noch, daß der Dorfplatz mit höckerigen Steinen gepflastert war, darüber keine Dampfwalze gezogen, daran sich keine Gleich- und Glattmacheerei geübt hatte.

„Komm, Therese!“ sagte Herr Burger. Sie gingen in das Haus des Arztes und kamen bald wieder heraus. Sie trugen Frau Burger, unterstützt vom Arzt, in den Kraftwagen. Man sah, wie die weißen Binden ihr ganzes Gesicht bedeckten; denn über das Weiß hatte die Dämmerung noch keine Gewalt erhalten.

„Vorsicht!“ befahl Herr Burger dem Chauffeur, der das Geschick des bestaubten Wagens in seinen Händen hielt.

„Ich kenne die Straße, seien Sie unbesorgt!“ antwortete der Chauffeur. Das Automobil glitt über den Dorfplatz, aus Heimplingen hinaus und kam auf die breite Straße. Frau Burger empfand nicht in ihrem Zustand zwischen Schmerz und Betäubung, daß sie vorwärtsgetragen wurde. Therese sah zu den Scheiben hinaus. Sie wagte nicht, den Vater anzureden, der nur das Notwendige mit dem Arzt verhandelt hatte und dessen Gesicht unbeweglich im Ausdruck geblieben war, als er vernahm, daß seine Frau bis zum Ende ihrer Tage verunstaltet bleibe.

Als Telephon und Telegraph sie heute mit der Unglücksbotschaft aufgeschreckt hatten, war ihr Vater kurz und rasch in den Bestimmungen gewesen.

„Wir müssen deine Mutter heimschaffen,“ hatte er zu Therese gesagt, „nicht in unser Haus, das nicht eingerichtet ist für eine komplizierte Pflege: ich habe im Spital ein Zimmer für sie bestellt!“

„Im Spital?“ war es dem Mädchen entfahren, dem bei dem Gedanken, die schöne eitle Mutter darin zu wissen, ein Schauer über den Rücken lief.

„Sei unbesorgt,“ hatte der Vater geantwortet; „ich habe ein Krankenhaus ausgewählt, darin die reichen Patienten gepflegt werden!“

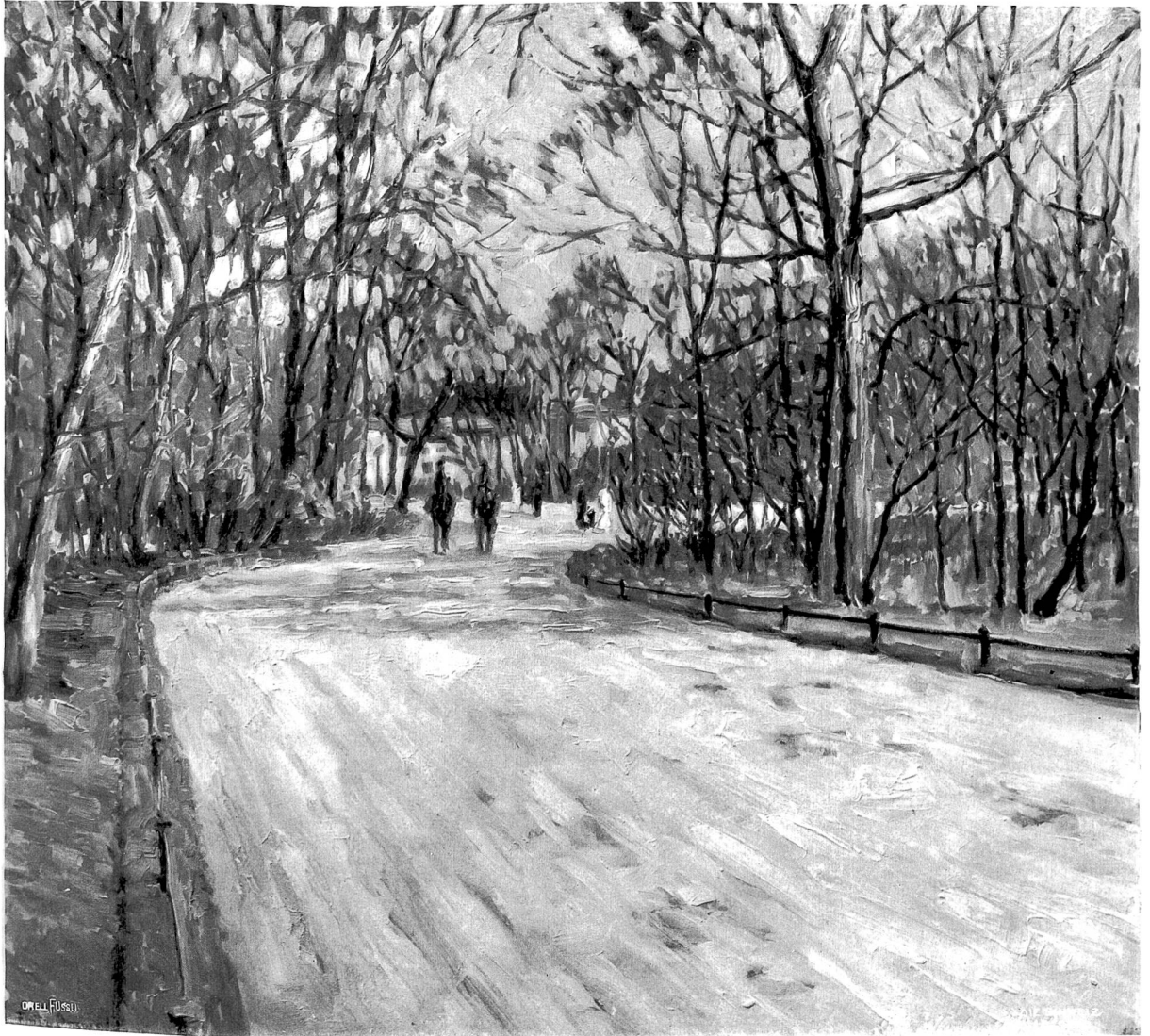
Es fiel Therese auf, daß ihr Vater „deine Mutter“ sagte und wie einen Geschäftsauftrag seine Pflichten gegen die Verwundete erledigte. „Ehe sie meine Mutter wurde, war sie seine Frau,“ dachte Therese, während sie durch die Dunkelheit fuhr. Sie sah die weißen Binden, die das Antlitz von Frau Annie einhüllten, und sah das feine, frisch aus Paris bezogene Gewand, darauf von der Dunkelheit die Blutflecken und die Spuren einer rauhen Behandlung un-

sichtbar gemacht wurden. „Sie hat heute das Kleid aus Paris getragen,“ dachte Therese, „und hat mit Grundbacher die Wettfahrt per Auto gemacht!“ Sie mochte nicht weiter denken. Ein großer Jammer kam über sie und stieg ihr aus dem Herzen in die Augen, bis sie überliefen und die Tränen ihr die Backen herabrollten. Sie fühlte sich so einsam, so ganz allein in dieser dunkeln Zeit, darin sie durch die Nacht raste, darin sie nicht erkennen konnte, ob sie im Felde war oder im Walde oder ob sie an einer Ortschaft vorüberglitt. Ihre Mutter lag stumm da, in Binden eingewickelt. Am Morgen war ihre Mutter zu einem vergnüglichen Tage geeilt, an dem sie keinen Teil gehabt hatte. Sie war mit Grundbacher froh gewesen. Neben ihr saß der Vater. Er sagte nichts zu ihr, kein zärtliches oder tröstendes Wort, wie er es sonst getan hatte, wenn ihre Kinderlaune oder ihr Mädchenhimmel voll Wolken hing und so wie jetzt in schweren Tropfen über ihre Wangen in den Schoß rann. Sie wußte nicht, was ihr Vater dachte.

„Ich bin so allein,“ seufzte sie. „Da ist niemand, der an mich denkt; da ist niemand, der mich lieb hat!“ Ihre Jugend fiel ihr ein, die sich nicht entfalten durfte, die künstlich von der Mutter zu einer Kindlichkeit verwiesen wurde, die sie nicht mehr besaß. Sie schluchzte laut heraus. Ihr Schluchzen rührte niemanden, nicht ihren Vater und nicht ihre Mutter. Doch war sie beider einziges Kind. Der Trost stieg in ihr auf, als sie sich so verlassen sah, ein törichter, selbstischer Trost, der nicht verstand und nicht begreifen wollte, daß eine Stunde für den Vater gekommen war, darin er seine Tochter vergaß, weil die Stunde sich ihm schwer und schmerzlich einzuzeichnen begann mit Linien, die sich nicht mehr auswischen ließen...

„Die Mutter hat immer an ihre Freude gedacht, an ihre Vergnüglichkeit,“ räsionierte sie. „Aber es war immer noch erträglich für mich; ich konnte meine Vorteile daraus ziehen.“ Aus dieser Lage war kein Vorteil zu ziehen. Da kam sie überhaupt nicht in Betracht. Virginia fiel ihr ein, die ihr eine Freundin war. Die hatte vom Leid gesprochen, das eine selbstlose Liebe verlangte; die hatte ihr erzählt, daß man für andere leben müsse und nicht für sich allein, und war mit ihr zu den Armen gegangen. Bei den Armen war es häßlich und unappetitlich gewesen. Da war keine Bequemlichkeit in der Einrichtung des Haushaltes; da schaute überall der Mangel heraus, oder eine primitive Lebensart wurde geführt, die ihr abscheulich vorkam. Für andere wollte sie nicht leben. Es war nicht ergötzlich, zuzusehen, wie andere für sich den Schaum schlugen, ihre Tonpfeifchen hineinsteckten und Kugeln herausbliesen, die in allen Farben leuchteten und hochstiegen und schillerten wie ein Regenbogenballchen, bis sie zerplakten. Es war lustiger, selbst die Kugeln aus dem Pfeifchen in die Luft zu blasen, eine nach der andern, eine schöner und bunter als die andere, und ihrer soviel steigen zu lassen, daß man es nicht merkte, wenn eine zerplakete.

Der Trost trank ihre Tränen auf. So kam es,



Fritz Oswald, Bärwald-München.

Frühlingstag (1911).

daß sie mit getrockneten Augen in Lindenberg anlangte und zuhörte, wie ihre Mutter vom Vater den Schwestern zur Pflege übergeben wurde. Es verlangte sie nicht, bei der Mutter zu bleiben. Sie drückte keinen Kuß auf die Binden, darunter die Wunden ihrer Mutter lagen. Fast, als ginge es sie nichts an, sah sie zu, wie die Krankenschwestern Frau Annie hoben und fort in ihren Raum trugen. Es roch nach Leiden, nach Schmerzen hinter den Portalen, die sich geschlossen hatten. Sie wollte nichts wissen von Leiden, sie wollte nicht an Schmerzen erinnert werden...

Sie hörte, wie die Glocke am Krankenhaus von neuem gezogen wurde und sich die Portale wieder geräuschlos aufstauten. Grundbäcker wurde auf einer Bahre hereingeschafft. Seinen Chauffeur unterstützte eine Schwester beim Gehen.

„Es hat keine Toten gegeben,“ sagte Herr Burger. Therese vermeinte zu hören, wie ihr Vater aufatmete. „Wunden sind zu heilen,“ fuhr er fort, „wenigstens die Wunden im Fleische!“

Die Türen des Krankenhauses hatten sich wieder geschlossen. Dunkel und riesenhaft in den Formen erhob sich das Gebäude, ohne Schmuck und ohne Luxus. Seine Mauern ragten gewaltig empor, von vielen Fensterreihen unterbrochen. Aller Luxus war auf das Innere verwendet; alle Kräfte waren in den Dienst der Kranken gestellt worden. So war nichts für den äußern Schmuck übriggeblieben.

Therese war froh, als das große Gebäude hinter ihnen lag und sie hinab an den See kamen, dessen Wellen mit den Lichtern am Himmel und den Lichtern der Häuser spielten, sie schaukelnd hin- und herwiegen, ihren hellen Schein auffangen und hinabzogen bis zum Grund und wieder hinauf an die Oberfläche spielten.

„Merke dir den heutigen Tag!“ sagte ihr Vater, als sie ins Haus traten. Sie sprang an ihm vorbei in ihr Zimmer, dorthin, wo es behaglich war und sie aus kleinen bunten Scheiben hinaus in die Nacht sehen konnte und den Tag vergessen, der ungut und hart war und sich nicht mit ihr beschäftigt hatte...

VII.

Arnold hatte sich dem Gerichte gestellt. Einige Tage sprachen die Bewohner von Lindenberg von nichts anderm als von dem Advokaten; die Zeitungen griffen den Fall auf, und jede erzählte ihren Lesern davon.

Neugierig kam Therese zu Virginia. „Dein Vater ist im Gefängnis,“ sprach sie, „du Arme!“

„Mein Vater hat sich dem Gericht gestellt,“ antwortete Virginia. „Ich bin froh, daß es sich für uns so gestaltet hat!“

„Wie meinst du das?“ fragte Therese. Sie konnte nichts Gutes darin erblicken und fand nichts Frohes dabei. „Wenn er sich nur nicht selbst angeklagt hätte,“ sagte sie; „dein

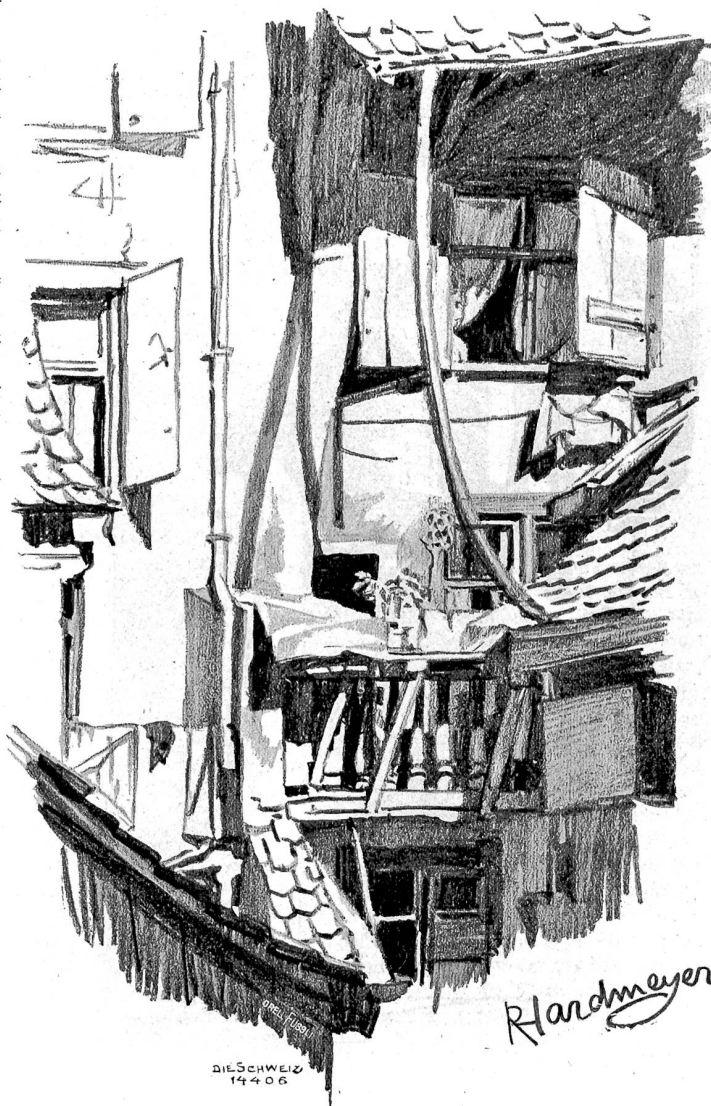
Vater war klug und hätte einen Ausweg gefunden!“

„Mutter und ich haben ihn gebeten, so zu handeln,“ erzählte Virginia.

„Du bist eine Heilige,“ sprach Therese, der das Tun der Freundin unbegreiflich war. Sie hatte einmal von Heiligen gehört, daß sie außerordentliche Dinge, sich selbst zur Qual, vollbringen, und sich diese Redensart angewöhnt, wenn ihr Verstand etwas als töricht und dem persönlichen Interesse zuwiderlaufend einschätzte.

„Wir wollen Menschen sein!“ entgegnete Virginia ernst. „Keine Heilige, nur Menschen!“ Ihr blaßes Gesichtchen bekam einen Glanz, der es verschönte und dem Mädchen ein Aussehen gab, das sich tiefer einprägte, als es eine strahlende, junge Schönheit vermocht hätte.

„Menschen?“ echote zweifelnd Therese. Dann brach sie plötzlich den Gedanken ab, sprang auf und eilte ein paar Mal durch das Zimmer und setzte sich wieder neben Virginia hin. „Wir haben beide kein Glück mit unsern Eltern! Dein Vater ist im Gefängnis, und meine Mutter liegt im Krankenhaus!“ Das sprach sie in einem Tone, als sei sie selbst am



Motiv aus Altbasel.

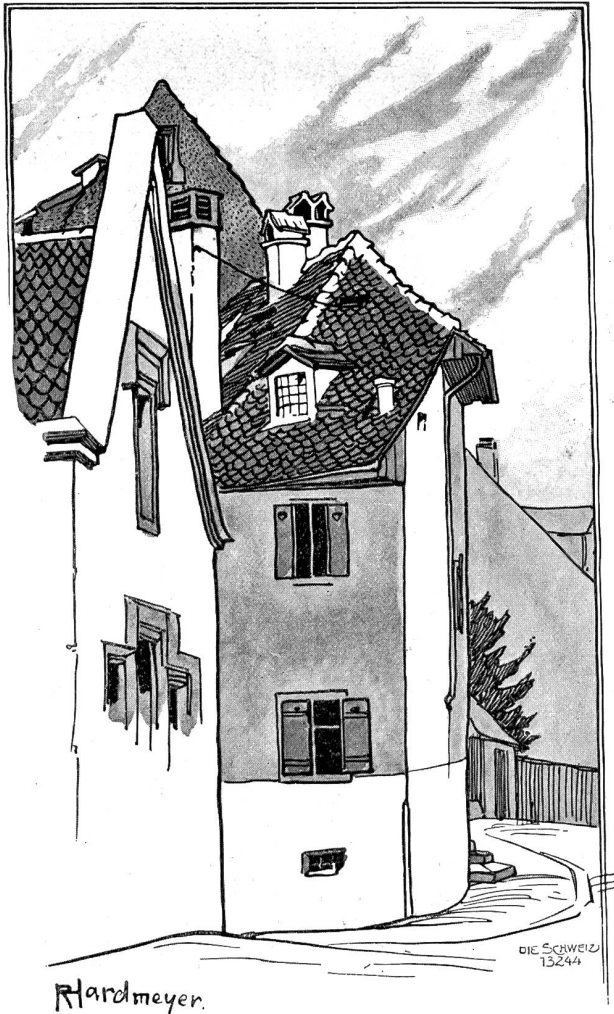
meisten zu bedauern und nicht jene, die das Mißgeschick betroffen hatte.

„Ich habe meinen Vater lieb,“ flüsterte Virginia, der die Härte im Ton der Freundin nicht entgangen war, als sie von ihrer Mutter sprach.

„Du warst immer eine besondere Seele,“ antwortete Therese spiß. „Das könnte ich nicht von mir sagen. Die Liebe zu meiner Mutter ist nicht vertieft worden dadurch, daß sie sich mit Grundbader einen Schaden geholt hat.“

„Meines Vaters Entschluß war rechtlich,“ sagte Virginia; „das ist unser Trost!“

„Die Handlungsweise meiner Mutter war häßlich,“ entgegnete Therese. „Aber es kommt auf dasselbe heraus bei dir und bei mir. Wir sind ins Gerede der Leute gekommen. Das ist ein Stoff für die Lindenberger; damit bekleiden sie alle ihre schadhafte Stellen und flicken ihre Löcher zu und halten sich für ganz und wohlgestaltet, als kämen sie frisch aus der Kleiderkammer, und doch hat ihnen allen das Leben am Gewande gerupft, es besleckt und zerissen, so gut wie uns. Ich habe viel zu hören bekommen in diesen Tagen!“ Therese wischte sich die Augen aus, die ihr naß wurden, sobald sie an die demütigenden Reden dachte, an die Bemerkungen, die von der Bosheit eingegeben waren und die sie



Hardmeyer.

Obere Ecke des Totengäßleins in Basel.

doppelt zwickten, weil es sie anging und die Schärfe der Aussprüche eigens für sie geschliffen war.

„Ich habe nicht viel gehört,“ sagte Virginia. „Meine Mutter erzählte mir nichts Kränkendes. Sie lehrte mich, wie das Leben der Menschen untereinander schön wird durch die Güte, durch das Mitleid, das eins für die Schwächen des andern empfindet. Wir haben alle barmherzige Augen nötig; vor den unbarmherzigen Blicken kann keines bestehen!“

„Meine Eltern dachten an sich,“ sprach Therese bitter, „Vater und Mutter dachten an sich und übersehen mich!“

Virginia kam auf Therese zu und umschlang sie. „Wir müssen lernen,“ tröstete sie. „Wir müssen lernen, in Liebe zu den andern zu leben...“

„Das ‚Müssen‘ habe ich immer gehaßt,“ rief Therese. „Das riecht nach Schulbank und Strafaufgabe!“

„Wir können es auch wollen,“ verbesserte sich Virginia.

Die beiden Mädchen wurden still. Virginia war erschöpft von dem Denken, das sie wie einen Stein in ihrem Gehirn die letzten Tage herumgewälzt hatte, rastlos, als müßte sie ihr Gehirn in ein anderes verwandeln, in eines, das kein liebloses Wort denken, keine kaltherzige Ueberlegung ersinnen konnte. In Therese war alles in Aufruhr. Es war wie ein Chaos, alles in ihr untereinander vermengt. Sie dachte keinen Gedanken; sie empfand kein Gefühl. Sie saß da und war unfähig, etwas gegen das zu tun, was sich in ihrem Innern abspielte.

Frau Arnold kam herein. Sie hatte den Hut aufgeschleppt und den Mantel umgeschlagen.

„Wo willst du hin?“ fragte Virginia erschrocken und sprang auf, um die Mutter zu stützen.

„Dein Vater soll nicht allein sein; ich will in seiner Nähe bleiben. Er soll es wissen, daß ich bei ihm bin,“ sagte Frau Arnold. Sie hatte daran gedacht, daß heute der Tag war, an dem sein Urteil gesprochen wurde.

„Ich gehe mit dir!“ rief Virginia und wollte sich zum Ausgehen umkleiden.

„Dieses Mal muß ich dich bitten, zu Hause zu bleiben,“ sagte Frau Arnold; „dieses Mal gehöre ich allein zu deinem Vater, mein Kind!“ Sie küßte ihre Tochter und reichte Therese die Hand.

Virginia lief ans Fenster und sah, wie ihre Mutter die Straße hinabging, um die Ecke bog und ihren Augen entzogen war. Sie begriff nicht, warum ihre Mutter diesen Gang ohne sie tun wollte. In dem Ton der Frau Arnold war ein Klang gewesen, der sie scheu und verzagt gemacht hatte, sodaß sie es nicht wagte, sich vorzudrängen oder einzumischen in eine Angelegenheit, daraus ihre Mutter sie verwiesen hatte. „Sie geht zum Vater,“ flüsterte sie, „dem heute das Urteil gesprochen wird.“ Gewaltsam mußte sie sich zum Mut zwingen. All die Tage, die seit seiner Anklage verstrichen und zu Wochen geworden waren, all diese Zeit war still an ihr vorbeigegangen. In dieser Stunde drängte sich plötzlich alle Qual zusammen, als hätte sich ein Stauwehr der Zeit entgegengeworfen, um aufzustapeln, was an

Leid, was an Grausamkeit in dem Schicksal ihres Vaters war.

„Ich gehe heim,“ sagte Therese, der es unbehaglich wurde bei der Freundin, die blaß und mit zuckenden Lippen vor ihr saß.

Erleichtert atmete Virginia auf. Nun war sie allein; nun konnte sie den Zwang abwerfen. Nun konnte sie sich das Leid vom Herzen weinen. Sie rang die Hände in einer kurzen, stummen Schmerzgebärde. Die Tränen kamen nicht, und sie fühlte, wie die Qual sich langsam löste, verflüchtigte und eine ernste Wehmut ihre Seele stärkte. Sie hatte den Schmerz überwunden, jenen Schmerz, der aus einer verletzten Eitelkeit, aus einem selbstlütigen Herzen kommt und der zuerst nachspürt, inwieweit das eigene kostbare Selbst verwundet ist, und darüber die Wunden der andern vergißt. Sie fühlte, wie sie nichts fränken konnte; kein Wort, das hämisch aus häßlichem Mund zu ihren Ohren geflogen wäre, hätte sie beleidigt. Allmählich quoll eine reine, innerliche Freude in ihr auf, belebte ihre Wangen und leuchtete aus ihren Augen. Sie sah ein, daß ein böses Geschick sich erträglich zu gestalten begann. Wie köstlich war das Leben, wenn man hinab zu den Quellen der Liebe stieg! Welch schönen Sinn hatte es, das Traurige miteinander zu ertragen und füreinander zu ertragen, wie herrlich war es für den, dessen Seele sich stärkte an dem Duft der Liebesquellen! Da wurde das Schwere leicht, und das Gewöhnliche wurde geädelt. Da bekam ein bitteres Tränklein aromatischen Geschmacks, und es war, als täten sich Pforten auf zu einem Garten, darin es so herrlich zu wandeln war wie in dem Garten Eden. Der war alt und lag weit zurück in Sage und Vergangenheit und konnte nur im Traum betreten werden. Der neue Garten lag mitten unter den Menschen, und die Menschen selbst waren seine edelsten Pflanzen. Kam eins in Leid, so streckten sich Hände aus, um ihm das Leid zu lindern, und kam eins zu Schaden, so waren andere bereit, die Wunden zu heilen und das Gebeugte



St. Martinskirche zu Basel, von der Herbergsgasse aus.

zu stützen und aufzurichten an der Liebe, die aus allen strahlt, die in dem neuen Garten standen. . .

„Ich will der Mutter entgegengehen,“ sprach Virginia. Sie nahm Hut und Mantel und eilte die Treppen hinunter.

(Fortsetzung folgt).

Die Martinskirche zu Basel.

Dazu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Dietrich und Sandreuter und Zeichnungen des Verfassers.

Der Basler Kunstverein hat zu allen Zeiten sowohl der alten wie der neuen Kunst, der vaterländischen wie der ausländischen sein Augenmerk geschenkt. Hauptsächlich durch Ausstellungen, durch Anlage einer bequem benüzbaren, reichhaltigen Bibliothek wie durch Ausflüge mit fachmännischer Führung, durch Veröffentlichungen und durch Vorträge hat er seinen Mitgliedern Mannigfaltiges zu bieten gesucht.

Der letzte Vortrag des Kunstvereins behandelte die St. Martinskirche zu Basel. Wegen ihres Namens und ihrer Lage im ältesten Stadtteil gilt sie als ältestes Gotteshaus Basels; ihre urkundliche Geschichte indes reicht nicht sehr weit hinauf. Gehören die Kirchen des heiligen Martin in der Regel der fränkischen — merovingischen und karolingischen — Epoche an, so setzen die urkundlichen Erwähnungen unseres Gotteshauses erst um das Jahr 1100 ein. Damals wurde diese Pfarr- oder Leutkirche den Chuniensern von St. Alban, einem neugegründeten Kloster südöstlich nahe von Basel, übergeben. Der Propst dieses Konvents befehlte fortan die Pfarrei St. Martin.

Die romanische Kirche muß beim Erdbeben untergegangen oder bald darauf wegen starker Beschädigung abgetragen

worden sein. Sie ward durch einen gotischen Neubau ersetzt, der gegen Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts beendet worden ist. Im Jahr 1451 fand eine Generalabrechnung zwischen dem Kirchherrn — dem Propst von St. Alban — und den zwei Bauherren statt. Die Kirche besaß allerlei Zierden und Bauten, die aus Notizen des Jahrbuch und des Zinsbuchs nachweisbar sind. Wir lesen von einem Beinhauslein, einem Totenleuchter (auf dem Friedhof), zwei Treppkammern, einem Sakramentshäuslein und einem Heiliggrab. Erhalten hat sich der Lettner, freilich nur zu fünf Siebteilen der Vorderwand; die Gewölbe sind sämtlich verschwunden, ebenso die Rückwand. Der Lettner wurde vom Ostende nach dem Westende des Langhauses versetzt und trägt jetzt die Orgel, deren Pfeifen von der spätgotischen Münsterorgel stammen sollen. Hübsche Konsolen, zum Teil mit heraldischem Schmuck, zieren die Ueberreste der Lettnerfront; sie trugen einst Statuen von Heiligen. Unter dem Lettner standen ehemals fünf Altäre, darunter der des heiligen Kreuzes. Das eigentliche Schmuckstück der Martinskirche ist die Kanzel von 1495 mit ihrem zierlichen Aufgang, dessen Untersicht und Balustrade mit spätgotischem Maßwerk geziert ist. Die